

Der Fall Wassiliow.

Roman von Paul Oscar Höder.

(20. Fortsetzung und Schluß.)
Mehrere Stufen auf einmal nehmend, eilte Mathieu die Treppe empor. Der Gerichtsarzt folgte ihm. Auch der Concierge, der — seiner Loge beraubt — sich in dem Seitengang herumblühte und die abenteuerliche Meldung gehört hatte, schloß sich ihnen an.
Die Pflegerin hatte sowohl in Justus' Zimmer als auch im Corridor die elektrischen Röhren in Thätigkeit gesetzt.
Als Mathieu in No. 11 eindrang, war der ganze Raum also grell erleuchtet.
Aber thatsächlich war das Zimmer leer.
„Spener ist — gelähmt,“ brachte der Anstaltsleiter ganz erschöpft vor, „es ist ihm unmöglich, auch nur ein Buch zu halten... Das ist ja geradezu — ungeheuerlich!“
„Ich war leise eingetreten,“ berichtete die Wärterin nicht weniger aufgeregt, „lauschte, hörte aber keine Athemzüge. Herr Spener stellt sich oft nur schlafend, meinte ich schon immer. Damit man ihn in Ruhe läßt, warf ich ein Kissen über sein Gesicht, wie es zur Nacht immer sein soll, und klemme den Haken ein wegen des Schneewinds. Da fällt aber ein Lichtschein von der Laterne in's Zimmer. Ich wende mich um, will nachsehen, ob Herr Spener nicht gestört wird... Da glaub' ich, ich soll meinen Augen nicht trauen: das Bett ist leer. Sofort mach' ich Licht, suche, suche, stürze in's Nebenzimmer... Herr Spener ist nicht da. Und er kann sich doch nicht allein fortbewegen. Man möchte rein an einen Spat glauben...“
In atemloser Hast und Aufregung ward nun die Suche nach dem Kranken aufgenommen. Man öffnete sogar die Schränke, suchte in den Ecken, unter dem Bettgestell, dem Sofa.
Auch Martha's Zimmer ward durchsucht. Dann drang Mathieu, auf den Zehenspitzen gehend, in die übrigen Krankenzimmer ein, die auf demselben Corridor lagen.
Nirgends eine Spur vom Gelähmten.
„Selbst wenn ihm Jemand geholfen, wenn ihn Einer getragen hätte,“ sagte Mathieu, „die ganze Zeit über war doch das Treppenhäuschen belebt.“
„Es wäre nur die schmale Stiege, die nach dem Hof führt, hinten heraus,“ sagte der Concierge, den Weg durch's Badezimmer zum rückwärtigen Ausgang nehmend, um die Suche dort fortzusetzen.
Den Anstaltsleiter überkam ein wahres Grausen.
„Das ist der Kranke, über den wir soeben sprachen,“ sagte er zu Grimm, „ich bin der Schwere von der Stirn wischend, was denken Sie über den Fall — ein Lahmer, wenigstens ein Mensch, der jetzt seit Monaten wie gelähmt daliegt, wird sich plötzlich aufmachen und davongehen...“
„Es ist ausgeschlossen, daß ihm Jemand geholfen haben könnte.“
„Ei, wer denn? Hier mein Assistent — die Pflegerin, der Concierge — das sind die Einzigen im ganzen Haus, die andere Schwester ist drüben in der Dependence.“
Soeben kam der Assistent, in der Begleitung von Diebstahlhelfer Egarhart, auf die Gruppe zu. Sie waren alle noch ganz erschüttert von der Scene des Wiedersehens zwischen Martha und dem so unermüdet vom Gericht freigegebenen.
Erneutes Fragen, erneutes Staunen und Durcheinanderreden, als die Herren von dem räthselhaften Vorkommniß nun gleichfalls in Kenntniß gesetzt wurden.
Egarhart war am meisten bestürzt.
„Aber der Kranke schlief doch ganz fest!“ sagte er, zur Wärterin gehend.
„Die Schwester sagt mir soeben,“ stieß Dr. Mathieu aus, „sie glaube, Spener habe sich öfters nur schlafend gestellt!“
„Mein Himmel — so könnte er — ach! haben, was ich mit Fräulein Martha besprochen habe?“
Die Pflegerin zuckte die Achsel.
Die Wand ist allerdings sehr dünn, das Bett steht zudem dicht an der Thür. Gewiß, ich hörte sprechen...“
„Und Sie haben uns nicht aufmerksam gemacht?“
„Es hörte ja den Kranken nicht. Sonst ist er doch immer sehr unwillig, wenn in seiner Nähe gesprochen wird. Aber diesmal, wenn er wirklich etwas gehört haben sollte, er lag ganz unwecklich da, rührte sich nicht... Ich wußte ja nicht, worüber die Herrschaften verhandelten; da sie deutsch sprachen...“
Die Aufregung erreichte ihren Höhepunkt, als soeben der Concierge, der übrigen Kranken im Hause vergebend, in lautem Ton von der Hofthür her den Herren zurief:
„Hier sind Spuren im Schnee — es ist Jemand über den Hof gelaufen — da, man sieht es ganz deutlich...“
„Aber das Gartenhörn ist doch geschlossen,“ rief Mathieu herzu, „es kann doch Niemand von draußen hereingekommen sein!“
Wenige Sekunden später befand sich

die ganze Gruppe auf dem Hof. Der Concierge holte eine Laterne herbei und leuchtete.
Die Spuren führten über den Spielplatz weg bis zu dem kleinen Plateau.
„Ein Barfüßler!“ jagte Diebstahlhelfer sofort, auf die Spuren weisend.
Der Mensch, der hier ging, mußte die Füße müde durch den Schnee gezogen haben, denn es hatten sich Bahnen gebildet, die anzeigten, daß der Betreffende mehr wachend den Platz durchschritten hatte.
Man folgte der Spur.
„Hier scheint er stehen geblieben zu sein,“ sagte Mathieu.
„Der gefallen...“
Der Concierge hob die Laterne empor.
Alle Blicke fielen auf eine Stelle der Ballustrade, von der ein Theil der glatten Schneefläche herabgescharrt war.
Diese Stelle bildete den Abstieg des kleinen Plateaus, des höchsten Punktes von Monrepos. Steil fiel hier die Felswand zur Erde ab, die schäumend und brauend tief unten über Steingeröll hinwegzieselte, in stetem Gefälle ihrer Vereinerung mit dem Rhonefluß zufließen.
Keiner sprach ein Wort. Vom gleichen Gedanken getrieben eilten sie aber alle im selben Augenblick bis an die kleine Mauerinfassung.
Weit beugte sich der Concierge über, die Laterne über dem Abgrund schwenkend.
„Da — da — sehen Sie!“ rief Dr. Grimm plötzlich.
„Das ist ein Stück Fels — im Schnee!“ meinte Mathieu unsicher.
„Rein, ein Körper!“
„Barmherziger Himmel — er ist's, er ist's!“
„Spener...?“
„Er muß mit dem Schadel auf den Felsvorsprung da aufgeschlagen — ach, glücklich — da ist der Schnee blutroth gefärbt...“
„Leuchten Sie doch, Concierge...“
„Viellichter leucht er noch!“
„Unmöglich, Herr Doktor!“
Dennoch rief Mathieu mit ängstlicher Stimme wiederholt den Namen des Unglücklichen.
Nichts rührte sich.
„Rasch hinunter! Wir müssen durch die Gartenpforte zum Ufer hinunter! Die Stelle muß sich genau oberhalb der Waschanstalt befinden...“ Und Leitern und Seile herbei, Concierge.
In fieberhafter Eile führte der kleine Trupp durch den Garten, den Hügel hinab, auf den beschneiten Fußweg.
Mathieu war der Erste an der Unglücksstelle. Es galt eine ziemlich schmerzhafte Kletterei über Felsblöcke und Steingeröll am Fuße des steilen Abhangs.
Justus Spener war's — oder vielmehr: sein zerstückelter Leichnam.
Die Hirschkäse war eingeschlagen, das Gesicht fast unkenntlich — trampfhaft ausgespreizt die Finger.
Schaudernd wandten sich die Männer ab.
In ihrer Angst war die Pflegerin schreiend in's Haus zurückgelaufen.
So erfuhr Martha und Johannes, die Hand in Hand in's Vestibül eingetreten waren, die Nachricht ohne jede Vorbereitung.
Sie glaubten es nicht, sie stürzten zum Haus hinaus — über den Hof.
Johannes ersann sich des Wegs. Er eilte voraus. In der Ballustrade machte er Halt. Hier hatte er schon einmal geweilt. Er wußte, wie steil der Fels zum Ardeuser abfiel.
Sie riefen hinab. Dann lauschten sie angstvoll.
Mathieu antwortete endlich.
„Dort!“ meldete der Arzt.
„Erlöst!“ fügte Egarhart hinzu.
Erst eine Stunde später war Justus Spener's Leichnam geborgen. Man bahnte ihn in seinem Zimmer auf dem Bett auf, das er in jenem unbedachten Augenblick verlassen hatte.
Egarhart verhörte, von Mathieu und Diebstahlhelfer unterstützt, noch einmal die Pflegerin. Es blieb schließlich kein Zweifel mehr, daß Justus, der sich nur schlafend gestellt hatte, um seine Umgebung zu täuschen, den größten Theil der Unternehmung übernommen hatte, die in dem nur durch eine Holzwand getrennten Nebenzimmer stattgefunden hatte.
Welch furchtbare Minuten der Unglückliche durchgemacht haben mußte, als er so die wahre Ursache von Wassiliow's Tod erfuhr, als er Zug um Zug den Verdacht gegen sich selbst anwachsend sah, bis es schließlich keinen Zweifel mehr gab, daß er, unter dem Willen eines Anderen stehend, an einem Mitmenschen zum Mörder geworden war. Und zwar an seinem besten Freunde selbst — seinem Meister!
Was in diesem gemarterten Hirn vorgegangen war — nur ahnen konnte man's. Ein graues Geheimniß ging mit ihm zu Grunde. Aber daß die Enthüllungen Wassiliow's, die Erkenntniß seiner eigenen Blutschuld, ihn, wenn er noch länger gelebt, bis zum Wahnsinn hätten treiben müssen, darüber gab es für sie Alle keinen Zweifel.

Nicht der Wille seines Meisters war es gewesen, der ihm diesmal die Kraft verleihen hatte, von seinem Siechbett aufzustehen — diesmal hatte kein eigener Wille über seinen erinerten Körper gesteuert. Und der erste selbständige Schritt, den er seit Monaten that, in vollem, klarem Bewußtsein, Herr seiner Sinne und seines Willens — war der grausige Bergweinschritt in den Tod...
Martha hatte keine Thränen mehr. Das Grauen überwältigte sie.
Und dazu traten Selbstvorwürfe. Sie hätte in Justus' Nähe nicht mit Egarhart verhandeln dürfen. Aber war denn freilich anzunehmen gewesen, daß der Kranke sie geflissentlich täuschte?
Egarhart — auch der Staatsanwalt — suchten sie zu beruhigen. Hätte Justus Spener nicht heute durch Zufall und List erlauft, welche furchtbare Schuld ihn belästete, das Verhör, das mit ihm angestellt werden mußte, hätte ihm morgen ja doch keinen Zweifel mehr darüber gelassen.
Der Unglückliche wäre zwar nicht bestraft worden,“ sagte der Freiherr, „weil er nicht Herr seines Willens war, als er die That beging. Man hätte ihn behandelt wie einen Wahnsinnigen. Aber er würde dennoch noch viel qualvoller gendelt haben unter Selbstvorwürfen, nach einem langen, nitersüßlichen Martyrium in der Anstalt, vielleicht in der Zwangsjacke. Nun gebe ihm Gott die ewige Ruhe. Er ist von der Erdenqual erlöst.“
Der „Fall Wassiliow“ kam zu keiner öffentlichen Verhandlung.
Aber welche ergreifende Drama sich da im Verborgenen abspielte hatte — allmählich fidierte die Kunde davon doch in die Oeffentlichkeit durch. Und das unheimliche Thema von der „unter fremdem Willen“ begangenen That ward noch unauslöschliche Male in weiteren Kreisen besprochen, bis die Zeit müde über die anfangs so hitzig geführten Debatten hinstrich, sie befristete, die aufstrebenden Bilder verdrängte, die schroffen Gegenätze der Meinungen ausglich.
Martha fand nach der Bestattung ihres unglücklichen Bruders ein freundliches Wohl bei der mit ihrem Bettler endlich veröhnten Libbi von Egarhart. Johannes so, nachdem er den Erbes seines Modellverkaufs nun endlich erhob, nach Italien, um seine Studien dort zu beenden.
Aber über Raum und Zeit dieser Trennung hinaus vereinigte sie für alle Ewigkeit ein unföliches Band — oedemiel, oedemiel, gefesselt in Weiler und Sturm, das den entsetzten Wirrnissen des Gesichts, das allen herben Prüfungen des Herzens stand gehalten hatte.
Durch Nacht zum Licht — so ging ihre Lebensbahn.
Sport im englischen Geschäftleben
Die Damen der hohen englischen Aristokratie entwickeln eine Leidenschaft für den Handel und die Industrie, wie sie bis jetzt nur die Amerikanerinnen gezeigt haben. Die Gräfin von Warwick ist täglich so voll auf beschäftigt, wie ein Minister des mächtigsten Staates. Sie ist eine der tonangebenden „Schönheiten“ der Londoner Gesellschaft, eine tadellose Amazone, gewandte Automobilfaherin und Jägerin, nicht ohne Anmuth Schriftstellerin und vermalte ihre Bestuhlung Carlton Lodge selbst vortrefflich. Da dies Alles aber noch nicht genügt, ihr Leben auszufüllen, so hat sie zwei große Handelsbetriebsämter in's Leben gerufen und verwaltet sie selbst: ein Wäschemagazin und eine Waschanstalt. Beide Unternehmungen blühen und sind sehr einträglich. — Die Marquise von Londonderry hat es ausgezeichnet verstanden, den Verkauf von Tuchwaren zu organisiren, die irische Bogenweben, wie auch die Herzogin von Sutherland keine Mühe gescheut hat, schottische Stoffe in den Handel zu bringen. Ein weiteres Beispiel hoher, unternehmungslustiger und arbeitsfreudiger Damen ist die Herzogin von Westminster, die mit ihrem persönlichen Vermögen mehrere bedeutende Handelsunternehmungen gegründet hat.
Wie man in Paris billig leben kann.
Um sich in Paris eine sichere Rente zu verschaffen, schreibt der Figaro, braucht man nur einen neuen Schirm in's Leihhaus zu tragen. Dieser sinnreiche, echt pariserische Geschäftstiff ist von einem Maler entworfen worden, der bereits dicht von der Million steht. Man kauft in irgend einem Warenhause für 2.95 Frs. einen neuen Regenschirm und trägt ihn sofort in's Leihhaus. Nach der neuesten Anweisung soll das Leihhaus den nähernden Betrag des ganzen Wertes neuer Gebrauchsgegenstände leihen, und so erhält man für seinen Regenschirm den Mindestbetrag, nämlich 3 Francs. Dann verkauft man sofort den Pfandschein für 25 v. H. des Wertes; macht 75 Centimes. Man hat also für den Regenschirm, der 2.95 Frs. gekostet hat, 3.75 Frs. erhalten — Reingewinn: 80 Centimes. Wenn man nun täglich zehn Schirme in zehn Zweifelhellen des städtischen Leihhauses verkauft, erzielt man ohne Mühe eine Tageseinnahme von 8 Frs.; das macht im Monat 240 Frs. und im Jahre fast 3000 Frs.

Fräulein Detektiv.

Der falsche und der wahre Erbe.

Von M. McDonnell Podlin.
Autorisierte Uebersetzung aus dem Englischen von Margarethe Jacobi.

„Unmöglich!“ dachte Roderich Ahlmer, der Besitzer von Dunscombe, während er durch das Erkerfenster auf den breiten Kiesweg hinausblinnete; „dieser kleine Badfisch soll ein glänzendes Universitätsexamen gemacht haben und Doktor der Medizin sein — das ist ja rein lächerlich!“
Da kam mit raschem, flöttem Schwingen ein Fahrrad dahergerauscht; ein zierliches, kleines Fräulein sprang ab und stieg leichtfüßig die steinernen Stufen hinauf.
Sie trug auch wahrlich nicht den Stempel eines gelehrten Frauenzimmers, diese anmuthige, bewegliche Gestalt, die jetzt auf der obersten Stufe im hellen Sonnenschein stand. Nach ihrer freundlichen und vergnügten Miene zu urtheilen, hätte man sie viel eher für ein lustiges Schulmädchen halten können, das sich auf einem heiteren Ferienausflug ergötzt. Ein kleines Fräulein mit feuerrothem Federbusch saß auf dem vorderen glänzenden Sattel des braunen braunen Haars, und der kurze Rod ihres enganliegenden Kleides, den der leise Wind bewegte, ließ ihre zierlichen Füßchen sehen, die in hellbraunen Radfahrerschuhchen steckten.
Jetzt schritt sie unter den dorischen Säulen durch die Vorhalle und drückte auf die elektrische Klingel. „Rann ich Herrn Ahlmer sprechen?“ fragte sie den Diener, der die Thüre weit öffnete, und reichte ihm ihre Visitenkarte. Fräulein Dora Myri stand darauf.
Roderich Ahlmer kam ihr selber entgegen. Er stieg die Treppe hinunter, durchschritt die Türe, mit schwarzen und weißen Marmorplatten belegte Halle und sagte, ihr die Hand reichend: „Seien Sie mir bestens willkommen!“ Das Fräulein warf nur einen durchdringenden Blick auf sein ehrliches, hübsches Gesicht, dann legte sie ihr Köpfchen mit festem, herzlichem Druck in seine biedere Rechte.
„Wie ich Ihnen schon geschrieben habe, Fräulein Myri,“ begann er ohne weiteres, sobald sie zusammen in den Wohnzimmer saßen, „ist meine Frau sehr krank und förmlich zum Schatten abgemagert; doch vermag kein Arzt ihr Leibel zu erheben. Als unser einziger Sohn vor zwölf Jahren geboren wurde, betam sie ein schlimmes Fieber, von dem sie sich nie wieder ganz erholte. Sie ist immer geblüht, ja nur allzu sanft, wie mir dünkt, in Jörn geräth sie nie, aber es kommt auch kein Lächeln auf ihre Lippen. Obgleich sie meinen Sohn von ganzem Herzen liebt, scheint sie doch am traurigsten zu sein, wenn er bei ihr ist. Ihre Schwermuth nimmt mit jedem Tage zu und wir führen ein trübseliges Leben. Deshalb schlage ich es Ihnen doch an, daß Sie gekommen sind; ich würde Ihnen unendlich dankbar sein, wenn Sie meine arme Frau etwas herausreißen und erheben könnten. Entschuldigen Sie mich einen Augenblick; ich will ihr sagen, daß Sie hier sind, es wird ihr Freude machen.“
Als jedoch die hübsche Frau mit dem bleichen, abgezehrten Gesicht, auf dem Arm ihres Gatten gelehrt, langsam ins Zimmer trat, erkannte Dora Myri auf den ersten Blick, daß die Herrin des Hauses über ihr Antlitz nicht erfreut war, sondern sich vor ihr fürchtete, wiewohl sie ihre geheime Angst unter einer lebenswürdigen Begrüßung zu verbergen suchte.
„Ich will ihr Vertrauen gewinnen und sehen, ob ich ihr nicht helfen kann,“ dachte die scharfsinnige Dora in ihrem praktischen Sinn, während sie das tieftraurige Gesicht voll Mitleid betrachtete.
Die nächsten zwei Wochen vergingen in Dunscombe-Haus wie im Fluge. Ahlmer fühlte sich neu belebt durch die Gesellschaft der munteren jungen Dame, die ihn ermunterte, sich in Tennis- und Croquettspiel auf dem alten, grünen Rasen tüchtig anzufragen und ihm Abends am Billard bei Schein der elektrischen Lampen manche Partie abzuwinnen.
Auch der sanften Herrin des Hauses, die so traurige Augen hatte, war sie eine liebe Gefährtin. Selbst wenn sie ganz stumm bei einander saßen, gatte ihr theilnahmes Wesen etwas ungemein Trostreiches für dies schwergeprüfte Herz. Stets war sie fröhlich und hilfsreich, aber obgleich ihre langen Gespräche mit Frau Ahlmer oft in herzlicher Zärtlichkeit endeten und Dora mehr als einmal fühlte, daß sie dem verborgenen Kummer schon ganz nahe gekommen waren, so hatten sie ihn doch bis jetzt noch nicht berührt.
An einem warmen Nachmittage saßen sie beide in Alice Ahlmer's Bouvoir, das auf den schattigen Garten hinausging, wo der kühle Springbrunnen plätscherte. Dora las und Frau Ahlmer hielt eine Strickerie in der Hand, mit der sie sich stumm beschäftigte, aber trotzdem leisteten sie einander trauliche Gesellschaft. Während Dora mit den Blicken die Seiten ihres Buches überflog und den Hauptinhalt der Geschichte auffasste, waren ihre unruhigen Gedanken fortwährend

mit dem Geheimniß beschäftigt, das sie in dem stillen Zimmer wie einen Druck zu spüren meinte.
Vertrauen erzeugt Vertrauen, überlegte sie, ich will damit anfangen, ihr etwas von mir zu erzählen. „Möchten Sie wohl wissen, Alice, wie es mit im Leben ergangen ist, ehe ich zu Ihnen kam?“ fragte sie ohne besondere Einleitung.
„Nur wenn Sie gern davon sprechen, liebe Dora. Mir genügt es vollkommen, Sie als meine Freundin hier zu haben.“
„Aber Freundinnen sollten nichts voreinander verbergen,“ sagte sie, und in ihren klaren grauen Augen leuchtete es hell auf. „Doch habe ich im Grunde wenig mitzutheilen, wenn ich's recht bedenke. Mein Vater war ein ehrwürdiger Universitätsprofessor in Cambridge. Er heirathete spät und meine Mutter — hier bebte ihre Stimme und ihre Augen füllten sich mit Thränen — „dabe ich nie getannt. Sie starb, als sie mir das Leben gab. Meinem Vater that es zuerst leid, daß ich kein Knabe war, später indeß schonte er sich ganz damit aus und er setzte seinen größten Ehrgeiz darin, daß ich zugleich eine feingebildete Dame und eine Gelehrte werden sollte. Die drei Monate länger widerstanden, als sie es für möglich gehalten hätten, um zu erleben, daß ich mein Examen in Cambridge mit Auszeichnung absoluirte. Dann farb er befriedigt und ließ mich im Alter von achtzehn Jahren mit zweihundert Pfund und meiner Würde als Bekkelaureus allein in der Welt zurück. Das mühselige Leben einer Schullehrerin reizte mich nicht; so verwannte ich denn mein geringes Vermögen darauf, mir den Doctorstitel zu erwerben. Allein die Patienten blieben aus und auf sie warten konnte ich weder, noch mochte ich es. So bin ich denn im Laufe des letzten Jahres Telegraphistin, Telephonistin und Zeitungsschreiberin gewesen. Letzteres oeffnet mir am besten, doch habe ich meinen eigentlichen Beruf noch nicht erndet. Ich bin ein kleiner unruhiger Geist, dessen rastlose Mißbegierde schwer zu betriebligen ist. Als ich in der Zeitung die Anzeige Ihres Gatten las, der eine lebhaft geistvolle Frau suchte, wurde meine Regier nach, ich gab meine Stellung auf und kam hierher.“
„Hoffentlich haben Sie es nicht bereut!“
„Durchaus nicht, nur möchte ich —“ Ein lautes Klupfen an der Thüre unterbrach ihre Worte.
„Frau Caruth ist unten,“ meldete die eintretende Dienerin.
„Dah sie heraufkommen.“
Aber ehe das Mädchen noch die Botchaft austreichen konnte, drängte sich Frau Caruth selbst mit Ungestüm an ihr vorüber ins Zimmer.
Sie war eine viersträhige Gestalt mit blühenden Augen unter scharf gezeichneten Brauen; Mund und Kinn verriethen Entschlossenheit, ihr Gesicht war ausdrucksvoll, selbst hübsch zu nennen, doch machte sie den Eindruck einer Frau, die mehr Furcht als Vertrauen einflößt. So kam es wenigstens der scharfsichtigen Dora Myri vor, als sie Frau Caruth zu Alice Ahlmer hinblinnete, die bei der zudringlichen neuen Erscheinung bald roth, bald blaß wurde und zitterte wie Espenlaub.
Dora sah sie die Farbe wechseln, sie sah das Beden ihrer Glieder und gleich dem geübten Arzt, der den Patienten mit dem Stethoskop untersucht, bis er den geheimen Sitz der Krankheit erforscht hat, murmelte sie leise vor sich hin: „Hier steckt die Wurzel des Uebels.“
Währenddem massierte Frau Caruth Dora mit unerschämten Blicken, in denen die deutliche Frage lag: „Was hast du hier zu suchen?“
Sicherlich hätte sich Dora dies freche Anfahren nicht gefallen lassen, aber aus Frau Ahlmer's Augen sprach ein so betörendes Fehlen, daß sie ihr nicht widerstreben konnte.
„Wenn es Ihnen recht ist, Alice, möchte ich ein paar Briefe schreiben,“ sagte sie und verließ eilends das Zimmer. Sie hörte, wie die Thüre hinter ihr heftig zugeschlagen und der Schlüssel herumgedreht wurde.
Wohl eine Stunde sah Dora wartend im Nebenraum und vernahm von Zeit zu Zeit die herrlichen Laute einer zornigen Stimme und unterdrücktes Weinen.
Endlich erschien Frau Caruth mit triumphirender Miene auf der Schwelle und entfernte sich, ohne Dora auch nur eines Blickes zu würdigen. Drinnen aber lag Frau Ahlmer auf dem Sofa ausgestreckt; sie verbergte ihr Gesicht in den Sammtkissen und schluchzte so leidenschaftlich, daß ihr ganzer Körper bebte.
Es lag in Dora Myri's Eigenart — vielleicht war es ein Fehler ihrer Natur —, daß ihr trotz des warmen Mitgeföhls, das ihr die leidende Freundin einflößte, doch der Gedanke durch den Kopf schoß: „Jetzt ist der günstige Augenblick gekommen, um das Geheimniß zu erfahren.“
Sie nahm neben dem Sofa Platz und umfachte Alices matt herabhängende Rechte mit beiden Händen. „Nun sagen Sie mir alles, was Ihnen das Herz bedrückt,“ bat sie.
Sie sprach freundlich wie zu einem Kinde, aber doch in so bestimmtem Ton, als könne von Widerspruch nicht die Rede sein, und Frau Ahlmer, die durch Kummer und Furcht geschwächt war, fügte sich wie ein Kind ihrem Willen.

„Es war zur Zeit als mein Knabe geboren wurde,“ begann sie.
„Ihr Sohn; der morgen in die Ferien nach Hause kommt?“
„Ja — nein — o mein Gott, Dora, haben Sie Geduld mit mir, ich will Ihnen alles bekennen. Mir unterbrechen Sie mich nicht, sonst verliere ich die Kraft. — Seit drei Jahren war ich mit Roderich verheirathet und unendlich glücklich, aber doch wußte ich nur zu gut, wie sehr mein Gatte sich einen Erben wünschte. Als der Knabe endlich zur Welt kam, war die Freude groß, aber leider nur von kurzer Dauer. Ich fühlte mich entsetzlich schwach und mein armer Säugling war sehr zart und hilflos. Seine Händchen tasteten nach der Mutterbrust, aber vergebens öffnete er die Lippen, um Nahrung zu suchen. Ich hatte keine Milch für meinen Erstgeborenen — o Dora — Sie wissen nicht, wie schwer das ist! Frau Caruth war bei mir in Dienst gewesen und hatte dann den Grobhirten des Dorfes geheirathet — einen Trunkenbold, wie ich später erfuhr. Am selben Tage, wie ich, hatte sie einen Knaben zur Welt gebracht und kam nun als Amme zu meinem Archibald. Es brach mir fast das Herz, als ich das winzige, blasse Geschöpfchen, das bei mir immer so kläglich wimmerte, in friedlichem Behagen an ihrer Brust liegen sah. Doch wurden wir täglich schächer, der Knabe und ich; mir nahm wohl nur die Angst um das Kind alle Kraft. Eines Abends war ich fest eingeschlafen, und als ich erwachte, hörte ich in dem dunklen Zimmer meinen Mann und den Doctor im Flüsterton miteinander reden.
„Für sie fürchte ich keine Gefahr,“ sagte der Doctor mit seinem Nachdruck, daß es mich kalt überließ, denn ich errieth, was nun folgen würde.
„Und der Knabe?“ erkundigte sich mein Mann leise. Wie oft hatte ich mich gefragt, die Frage zu stellen!
„Sind Sie stark genug, um die Wahrheit zu hören?“
„Ja; alles ist leichter zu ertragen als diese beständige Furcht.“
„Dann lassen Sie Furcht und Hoffnung fahren,“ antwortete der Doctor feierlich. Der Knabe kann nicht am Leben bleiben.“
„Wie grausam ist dieser Ausspruch!“
„Sie wollten die Wahrheit hören.“
„Ein leises verzweifeltes Stöhnen entrang sich der Brust meines armen Mannes. Mir klutete das Herz bei seinem Gram und ich hätte laut aufschreien mögen; da hörte ich, wie ihm der Doctor zuflüsterte: Nehmen Sie sich zusammen, damit Sie die Kranke nicht weeden.“ Sie wußten wohl beide nicht, daß Frau Caruth im Zimmer war. Sobald sich die Thüre hinter ihnen geschlossen hatte, machte sie Licht, trat an mein Bett und sah mir ruhig ins Antlitz.
„Sie haben gehört, was der Doctor sagte, Madame; als Sie den Athem anhielten, wußte ich, daß Sie wach wären.“
„O Martha, es wird meinen Mann umbringen,“ stieß ich verzweifelt heraus, „er kann es nicht überleben.“
„Möchten Sie ihm den Schmerz ersparen?“
„Um jeden Preis. Selbst meine Seele gebe ich dafür hin — doch es ist unmöglich.“
„Ich weiß einen Ausweg. Wir müssen die Knaben verwechseln.“
„Nun und nimmermehr!“ rief ich.
„Erst hören Sie meinen Plan,“ sagte sie gebieterisch. Mein Sohn ist ein prächtiger Knabe und mehr werth als hundert solcher Jammerwesen wie Ihr Kind; Sie werden bei dem Tausch nur gewinnen. Ich kann Ihren Knaben nähren und vielleicht am Leben erhalten. In diesem Falle würden wir den Tausch wieder rückgängig machen. Stirbt er — schaudern Sie nicht so — Sie müssen darauf gefaßt sein — stirbt er, so braucht es Ihr Gatte nie zu erfahren und er behält immer noch einen schönen, kräftigen Erben.“
„Ich war so schwach und sie so stark; vielleicht dient mir das einigermaßen zur Entschuldiguna. Meinem Gatten zuliebe willigte ich ein, mich von dem Knaben zu trennen; ich gab Frau Caruth Geld und Juwelen und ließ sie schwören, daß sie mein Kind gut behandeln würde.
„Ich will es lieben, als ob es mein eigenes wäre,“ versicherte sie mir unerschütterlich.
„Hierauf muß ich wohl in einen Fieberzustand verfallen sein; ich weinte und höhnzte den ganzen Tag, daß mein Sohn sterben würde. Bisher hatte mich eine freundliche Wärterin gepflegt; sie hieß Kitty Sullivan, war eine Irlanderin und katholischer Religion. Sie verlockte auf jede Weise, mich zu trösten, und kniete zuletzt an der Wiege hin, um doll Inbrunst für mein Kind zu beten: „Gegrüßet seist du, Maria! Heilige Jungfrau!“ hörte ich sie wieder und wieder sagen, bis ich endlich in einen unruhigen Schlummer sank; doch selbst im Schlaf wurde ich von Furcht gepeinigt.“
(Fortsetzung folgt.)

Die Gutmüthigkeit gleicht den Hühneraugen: Sobald die Lupe merkt, daß man sie besitzt, kann man sicher sein, jeden Augenblick auf die Füße getreten zu werden.

Unangenehm ist es für manche Frau, wenn sie Morgens aufsteht, um ein passendes Stück Band für ihr Kleid zu kaufen, und — es gleich im ersten Laden findet.